

Als Pfadfinder nach Brüssel.

Feldbornet Heilsporn-Eilenburg.

Wie ich da eines schönen Morgens in der Schule bin, kommt ein Brief, worin mein Onkel mit mir teilt, der Bund habe abgelehnt, die Abreise nach Brüssel finde nun doch statt. Ich glaubte es kaum und sann nach, überlegte, kurzum tat alles andere, als aufpassen. — Richtig! Als ich nach Haus kam, lag 'ne Depesche auf meinem Platte am Mittagstisch, und was stand drin? — Da drabte der Bund: „Sofort herkommen. Transport Brüssel, Montag abend. Pfadfinderbund.“ Hurra! Endlich! Ich fühlte voll Freude einen regelrechten Indianertanz auf, zum Entsetzen aller Anwesenden, denn als Oberfeldwebel darf man keinen Indianertanz mehr aufführen. Schnell gepackt. Am Nachmittag machte ich noch 'ne Schnitzjagd mit meiner Klasse mit. Am Abend kletterte ich zeitig in den Kahn, aber an Schiff war nicht zu denken. Ich sah mich als laujenden Meldesahner, die bewundernden Blicke der Brüsseler auf mir ruhen und schlief endlich um Mitternacht ein.

Am andern Morgen flott 'raus, — Kaffee runter und dann — los! — Ja! Riesen. Meine Mutter war plötzlich dagegen. So 'ne Pleite. Sollte ich mich denn umsonst gefreut haben? Na! Schließlich habe ich sie glücklich rumgebracht. Nachmittags 3.59 fauete ich ab. Affe, Anzug und Gamaschen, Brotbeutel und Feldflasche, Radfahrerlaternen — alles da! Und sogar eine funtelnegeleue Militärfeldtasche. Nach einem herzlichen Abschied von meinem Vater und meinem Freund, die mich zur Bahn begleitet hatten, schloß ich erst mal Atem und legte ab. In meinem Abteil befanden sich noch drei Landwehrmänner. Endlich! Endlich sollte ich nach Brüssel kommen. Ich hatte die reinste Brüsselkrankheit. Abends 9 Uhr landete ich in Berlin, schlief bei meinem Onkel, und Montag früh 9 Uhr marschierte ich freudigen Mutes aufs Büro. Unterwegs quälte mich noch mancher Zweifel. Wenn das Geschäft mich nun doch noch narret! Voller Wellenheit betrat ich das Meldezimmer, begrüßte Herrn S. und erhielt von ihm den Befehl, mich heute abend 9 Uhr für die Abfahrt nach Brüssel auf dem Schleifschienen Bahnhof einzufinden. Die Freude kühlte ich durch einen Raucher. Ich bewachte ich meine Haltung, und nachdem ich mit von Herrn G. eine neue Armbinde hatte geben lassen, fauete ich nach Haus. Je näher die Abfahrtsstunde kam, desto unruhiger wurde ich. Es galt noch Eporrate mitzunehmen. Jedem, dem ich auf der Straße begegnete, warf ich einen freundlichen, ja beinahe lächelnden Blick zu. — Endlich — Gott sei Dank, — war's so weit! Begleitet von meinen Verwandten, begab ich mich auf den Straßenzug, gepackt wie'n Weihnachtsmann, zog ich los. Ich konnte kaum in die Straßenbahn rein, so gepackt war ich. Wie ich nichts ahnend am Bahnhof aussteige, blide ich mal so zufällig nach der Uhr, und — was war das? — weiß Gott, es war erst 1/27, und um 9 brauchte ich erst 1/2 zu sein. Na! Ich hatte schon so lange gewartet, da kam's auf eine Spange mehr nun auch nicht an. — Auch die ging vorüber! Noch eine Musterung mit Feldzeug, dann hinaus zum Bahnhof: „In Reiten gefeßt, rechts um!“

Der Zug lief ein. Schnell 'rin, Gepäck verhaunt, Platz ausgefüllt und dann noch mal 'raus. Ein Zeichen des dienstlichen Beamten, und der Zug rollte langsam aus der Halle. „Auf Wiedersehen.“ „Hans, deinen Mantel schide ich nach; fahre gleich, wenn du ankommst, und schide jeden Tag eine Karte.“ Um unsere Wehmut zu verbergen, stimmten wir an: „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, am grünen Strand der Spree.“ Ja! Wer weiß das, wann ich euch wiedersehe, ihr lieben Kameraden.

Nun die Fahrt! Schnell schlossen wir untereinander Freundschaft. Einige „ganz fürnehme“ redeten sich zuerst mit „Sie“ an. Am Bahnhof „Zoo“ kam Hilfsfeldmeister C dazu, der noch etwas zu besorgen hatte. Zwar hatten wir unsere besetzten Abteile, dennoch war der Gang voll von Militär. Da zeigte sich der echte Pfadfindersinn. Einer nach dem andern ging hinaus und bot unseren Feldgrauen freundschaftlichst Platz. Die nächstgrößere Station war Rastow. Unterdes schneite es brauchen. Gemächlich saßen oder standen wir im 1-2-Zuge und lauschten so durch die schneebedeckten Felder hin. Stund! Hier stimmten wir an: „Wegenrot.“ Wie oft habe ich dabei dieses Lied gesungen, aber jetzt kam es mir so ganz anders vor. Erst auf dieser Reise lernten wir so recht den Inhalt dieses schönen Liedes verstehen, das großen Eindruck auf uns machte. Kein fauler Witz oder unnützes Gelächter wurden laut. Still und schön hallte es auf die schneeigen Gefilde: „Darum still, darum still füß ich mich, wie Gott es will. Nun, so will ich wader streiten, und soll ich den Tod erleiden, stirbt ein toller Reitermann!“ Ergreifen hörten uns die Soldaten zu. So mancher, der

schon draußen gewesen war, saß still und in sich gelehrt da.

Eldersfeld! Aufenthalt! „Na, Pfadfinder, wollt ihr Kaffee?“ Ob wir wollten! Die Trintbeder 'raus, und dann wurde geschlemmt! Weiter ging die Fahrt. Bald war Essen erreicht. An der Bahn bemerkten wir — 3 Uhr nachts — gleich die Kruppsche Werkstatt, die auch jetzt in der Nacht in voller Tätigkeit war. Wir waren unterdes hundemüde geworden und zogen uns — bitte um Verzeihung — in die Gepädnege zurück. Der Radfahrer wurde als Kopfstütze benutzt. So lagen abwechselnd zwei Pfadfinder dort oben. Das Licht wurde ausgeschaltet, und das „Kattete, tattete, tattete“ des Zuges war nun noch der einzige Laut in unserem Abteil. So ging's bis Mühlheim a. Rh. So gegen 5 Uhr morgens gab's wieder was zu essen. Kurz vor Tagesanbruch gelangten wir nach Köln. Ueber'n Rhein ging's, und wir erkannten ganz deutlich den Dom, wie er sich aus dem fibrigen Dunst des Morgens hob.

Acht Uhr! Alle Müdigkeit war vergessen, und mit neugierigen Augen betrachteten wir das schöne Bahnhofgebäude. „5 Stunden,“ hieß es, „Aufenthalt!“ Unter Führung unseres Herrn Hauptfeldmeisters M. besichtigten wir zunächst das Innere des Domes, dann ging's zur Verpflegungstation, wo wir mit schöner, warmer Suppe bewirtet wurden. Dann legten wir das Gepäck ab und begaben uns nach dem Brückenturm. Nach einer schier unendlichen Wanderung kamen wir oben an.

Ein Maschinengewehr war dort aufgestellt. Ein Unteroffizier gab uns eine ausführliche Erklärung dazu. Wir hatten ganz Köln zu unseren Füßen. Weiter ging's. In Köln hatten wir Herrn Oberfeldmeister K. angetroffen, und seiner Freundlichkeit verdanken wir es, daß wir ein Abteil 2. Klasse bekam. Eben wollte ich mich mit Genugtuung in das weiche Polster werfen, als ein Beamter uns aus dem Abteil vertrieb. Ein hoher Beamter legte sich für uns ins Mittel, aber schließlich mußten wir weichen, denn ein anderer Herr machte seine gerechten Ansprüche geltend. Wir wanderten also in ein Abteil 3. Klasse. Während der Fahrt bemerkten wir Soldaten neben und turnten mit Gepäck ins Abteil 2. Klasse hinein. Tadellose Fahrt bis Aachen-Hof. Eine wunderbare Verpflegung wurde uns hier zuteil, und mit Dank gegen die freundlichen Kote Kreuz-Damen dachte ich daran zurück.

Ein Pfiff, und der Karren rumpelte weiter. Wir näherten uns der Grenze. Ganz aufgeregt schaute man zum Fenster hinaus, einige wollten schon Kanonen gesehen haben. So gegen 7 Uhr trafen wir in Herbsthal ein. Die Knochen waren einem doch ein bißchen steif. Hier hatten wir einen langen, unbeabsichtigten Aufenthalt. Der Regen strömte nur so herab. Auf der Verpflegungstation stärkten wir uns. Dann traten wir draußen an in Erwartung des Zuges. Unser Führer, Herr M., tat sein Bestes, um eine Fahrgelgegenheit zu bekommen. Kaltes Wetter; naß und hundemüde warteten wir auf den Zug, und endlich — nach 2 Stunden — durften wir weiterfahren. Unsere Köpfe machten uns die meisten Schwierigkeiten. Schließlich nahmen wir sie ins Abteil und fuhrten so in einem ungeheizten Wagen zwischen Gepäd und Rädern bis Brüssel-Schaerbet. Unterwegs fuhrten wir durch Verdiers West und Ost. Die meisten schliefen, nur ich blidete hinaus ins Dunkel. In bestimmten Entfernungen sah ich da Landsturmmänner stehen. In Regen und Sturm standen sie auf Posten in Feindesland! Wirklich keine leichte Aufgabe, so in Nacht und Wetter da durchzuhalten. Die meisten von uns, Kameraden, machen sich von einer solchen Leistung noch keinen Begriff.

In irgend einer Ortschaft hielt der Zug, wir stiegen mit den Soldaten aus (Nachts gegen 2 Uhr) und eilten über Schienen zur Verpflegungstation vom roten Kreuz. Ich hatte mich aber verlassen und stieg drum eben wieder mit leerem Magen in den Wagen. Es hat mir nichts gekostet, man lernt hier, sich mal was zu versagen.

Kin, ein Klapp, und los geht's! Ein furchtbarer Ruck, daß das Gepäd aus den Rehen runterfällt und ich meinem Gegenüber in die Arme. Der hatte geschlossen und rief mir zu: „Mensch, heut' ist's doch jorisch so heiß.“ Dann wieder 10 Minuten Fahrt. Wieder ein Ruck. So ging das fortwährend. Schließlich kletterte ich ins Gepädnege, und wie ich grade so träume „Kopf unter der Notbremse“, da fühle ich einen gutgemeinten Klaps meines Führers. Schnell also runter und anständig hingeseßt. Mittlerweile war es schon 1/27 geworden. Hans M., Erwin M., Max K. und ich plauderten munter drauf los, M. war schon in Brüssel gewesen und hatte sehr aufmerktsame Zuhörer an uns. Bald erkannten wir die Lichter von Brüssel, und nach kurzer Zeit fuhrten wir in Schaerbet ein. Räder 'raus und flott angetreten. Der Regen strömte nur so herab. Wir traten weg und wärmten uns an dem Ofen der Eisenbahn.

Dann rühten wir ab, und zwar folgendermaßen: Wer zu viel Handgepäck hatte, gab's einem Kameraden, und dieser gab dem Pfadfinder sein Rad. Also marschierte der ohne Gepäck mit zwei Rädern los. Nach 1/2 Stunde kamen wir an. Mächtiges Staunen unferseits. Ein Riesengebäude, wo wir wohnen sollten: Die Kommandantur. „De la loi“. Ein Autogerätr, Kommandos erfüllten den Hof. Liebesgabentransporte, Depeschen, Befehle gaben dem Ganzen ein buntes, bewegtes Aussehen. Wer hätte geglaubt, daß das das Ministerium des Innern gewesen sei, wo wir Deutsche jetzt wohnen. Von uns vortrefflich eingerichtet. Der Stadtkommandant, unser Reichsfeldmeister, wohnt hier, und ihm ist es zu danken, daß eine tadellose Ordnung dort herrscht, und daß wir Pfadfinder nach Brüssel durften. Dieser Vorzug soll aber an uns nicht spurlos vorübergegangen sein. Wir sind stolz, die ersten deutschen Jungen gewesen zu sein, die für tüchtig erklärt wurden, zu helfen hier in Brüssel. Wir haben viel gelernt, aber wir werden noch immer lernen. Frische, unbedroffene Arbeit ist unsere Pflicht.

Die Weihnachtsfeier war wunderbar. Ein Kiefernbaum war mit Glühbirnen leuchtete weihlich. Eine schöne Ansprache rüht uns in Gedanken der Heimat näher. Eine große Ehre wurde uns noch zuteil. Se. Erz. Freiherr v. Biffing, Generalgouverneur von Belgien, war auch anwesend und unterhielt sich auch mit uns Pfadfindern. Den Teilnehmern an dem Transport vom 23. Nov. 1914 wünschte ich eine gesunde Heimkehr und ein fröhliches Wiedersehen. Aber auch Dank gebührt dem deutschen Pfadfinderbund für die große Mühe und Arbeit, die er unferwegen hatte. Gestern ist er für uns, wachte er doch, daß wir es ihm mit treuer Pflichterfüllung gegen das Vaterland lohnen würden. Gut Pfad!

Leinwand. Er wäre sonst gesprungen und ein heißes, übervolles Glas. Der Wagen ratterte und polterte. Kolonnen fuhrten vorbei, schmer von Granaten. Radfahrer, die sich wie fliegende Schlangen durch die Wagen drängten. Schmer fliegende Automobile, von unsichtbaren Riesen vorwärts getrieben. Und über allem hing die Nacht.

Der eine Verwundete klagte und weinte, als würde er mit Peitschen geschlagen. Walter Horn beugte sich zu ihm, hob den dicht verbundenen Kopf auf seinen Arm und sah dem Ärmsten in die flackernden Augen. So ging die Fahrt zwei Stunden. Als Walter Horn den Armen mit dem Wagen half, hob er einen Toten herunter. Noch eine halbe Stunde kannte der Moler weiter durch die Nacht, bis in das kleine, bleiche Städtchen, wo bei dem Stab der Division auch sein Quartier war.

Dann sah er die ganze Nacht über sein Papier gebeugt und zeichnete. Fieberhaft lief die Hand. Auf seiner Stirn quollen die blauen Adern. Und die Augen hatten unheimlichen Glanz. So malte er die Nacht. Selbstsam bunt. Der ganze Lärm war darin und die ganze Not, und zwei große, irre Sterne.

Als es Morgen wurde, schlief er über dem Papier ein. Müde und erschlagen wie nach einem schweren Gefecht wachte er gegen Mittag wieder auf. Und erhaunt, mit den Märgenaugen eines Kindes, sah er auf das, was er gestern im Drang der Nacht gemalt.

Das war schön wie der Krieg. Aber den Nachmittag fuhr er schon wieder hinaus. Es ließ ihm keine Ruhe. Auf den Straßen las er es in jedem Auge: da draußen geht die große, wilde Schlacht. Er warf das Bild zu den anderen in die Erde und lief hinaus. Ein Automobil nahm ihn mit. Stumm sah er vorn neben dem Führer und sah den Lärm der Geschütze.

Wieder stand er auf dem Hügel und sah gegen den Feind. Wie ein Seemann vor dem Sturm.

Noch war es hell über den Höhen und Wäldern. Da schlossen die Fichte drüben den schreienden Mund und redeten sich nur noch wie lauende Mäuler.

Unheimlich schrieen die Keder. Pflöch knatterten die deutschen Gewehre in hellem Wirbe. Da wußte Walter Horn, daß der Feind kam. Und in einem jäh herabbrechenden Gefühl breitete er die Arme gegen den Feind, holte die Fäuste und schrie zu den Brüdern da unten: „Halset aus!“

Dann lehnte er wieder eine Weile gegen einen Baum und starrte in die dämmernde Schlacht. Aber die Brust war voll von Zweifeln, denn die Augen sahen nicht, und die Ohren wollten nicht hören.

Mit wilden Sprüngen rannte Walter Horn zu Tal, rüchichtslos auf den Feind zu. Unter den Brüdern sein, setzen und schaffen von Mann zu Mann, das war sein brünstiger Wunsch. Schon zischten und sangen die ersten verirrten Kugeln um ihn. Das Knattern wurde lauter, der Boden heißer. Und dann war er unter den Seinen. Sie gingen zurück, eine dünne, müde Reihe.

Walter Horn raffte ein paar Handgranaten zusammen, ging mit den Kompanien, machte kehrt und lauerte. Aber der Feind kam nicht. Da stürzten sie wieder vor und warfen sich auf den sich sammelnden Feind. Wie Keulen schwaung Walter Horn die Granaten, und trachend fuhrten sie zwischen die befürzten Häufen der Franzosen.

Das Feuer der Begeisterung sprang von Mann zu Mann, und eine unendliche Brandbette flammte auf. Spät in der Nacht brachten sie Walter Horn, den Moler, zurück. Eine querfliegende Kugel hatte ihm die rechte Hand zerschossen. Man fuhr ihn ins Feldlazarett. Er schlief und fühlte nichts von seiner Wunde.

Einige Tage später brachte ihn der Lazarettzug in die Heimat. Seine Blätter und Bilder waren bei ihm, und das Eiserne Kreuz trug er auf der Brust.

Im Heimatlazarett nahmen sie ihm die rechte Hand ab. Sie war nicht mehr zu retten.

Walter Horn war ohne Gedanken und fühlte nicht, was ihm geschehen war. Der Arm lag in einer Binde. Die linke Hand spielte mit dem Kreuz von Eisen. Und mit blanken Augen horchte er auf die Nachrichten vom Kriege, die die Schwester ihm vorlas.

Langsam erhobte er sich und wurde kräftig. Er hatte kein Bedürfnis zu arbeiten. Es war, als wenn er sein Bestes und Leichtes hergegeben hätte.

Sein Bild brachte man in eine Ausstellung. Als er genesen war, fuhr er hinüber in die große Stadt und suchte es in den stillen, hellen Sälen.

Langsam, wie ein Fremder stand er davor und suchte in den seltsamen Farben. Aber er fühlte nicht, daß er etwas verloren. Er war ganz ohne Schmerz.

— Ausweg. Tante: „Ist das kalt hier im Zimmer. Kinder, ich klappere vor Frost mit den Zähnen!“ Da nimm' Deine Zähne doch heraus, Tante!“

Minon. Von Robert Schneider.

Der Gang dröhnte durch das Haus; sein dumpfer Ton hallte wieder aus den langen Gängen, die von der Halle aus durch das Schloß liefen. Es klang geisterhaft, als ob ein unsichtbares Grauen hinter den Türen herliese, sie einzufangen, weil sie die Ruhe störten.

Graf Cottigny-Lagache führte Minon zu Tisch; seine Tochter aus später Ehe, seinen Abgott, den er über alles liebte. Minon war achtzehn Jahre alt, schlant, blond und fein. Es wurde fast nichts gesprochen während des Essens. Ein Wind mit den Augen, und die Diener, die an der Lüre standen, ruhten, was sie zu tun hatten.

Es ging stets so feierlich her. Der Graf wich nie von der Form ab und dennoch lag heute etwas Besorgenes in diesem ganzen Wesen. Die Diener schienen nervös. Minon fuhr sich mit dem Battiß öfter über die Stirne, als müßte der seine Duft, der ihm entströmte, sie wieder neu beleben, damit sie sich aufrecht hielte. Der Graf schien diese leichte Unruhe zu misbilligen; denn seine Stirne fürchte sich mehr als einmal, wenn er sie ge wahrte.

Nach dem Essen entfernte ein stummes Zeichen die beiden Diener. Der Graf fingelte zweimal und Charles, der alte, weihbürtige Kammerdiener des Grafen, erschien. „Meinen Pistolenkasten,“ befahl der Graf. „Sehr wohl!“ und Charles verneigte sich fast bis zur Erde. Ueber Minons schlante Gestalt fuhr ein leichtes Zittern.

Der Kammerdiener kam zurück und überreichte dem Grafen den Ebenholzkasten. „Sie werden kommen, Charles?“ fragte dieser den Alten. „Sie werden kommen, Herr Graf?“ „Heute?“ „Heute!“

„Es ist gut!“ Der Kammerdiener sah sich entlassen und ging.

Graf Cottigny führte Minon zu den Sesseln, die vor dem Kamin standen. Sie ließ sich nieder, er blieb stehen. In der Hand hielt er den Kasten.

„Sie werden kommen, meine Tochter, du hast es gehört. Ich hatte Charles befohlen, sich genau darüber zu unterrichten. Sie werden heute kommen, diese Glenden, diese Deutschen, die ich hasse; aber ich freue mich auf das Wiedersehen; denn es wird mich Gelegenheit geben zur Rache! Mir und dir!“

Minon sah fragend zu ihm auf. „Mir, Vater?“ „Meine Rache ist auch deine Rache! Es würde mich tief schmerzen, wenn du nicht so fühltest.“

„Ich kann nicht so fühlen, Vater. Diese Deutschen tun ihre Pflicht, wie auch unsere Soldaten. Laß sie miteinander kämpfen. Daß sie töten müssen ist grausam und mir unbegreiflich!“

Der Graf zog die buschigen, weihen Brauen zusammen. „Auch du wirst töten, meine Tochter!“

Minon fuhr entsezt aus dem Sessel empor. „Das ist nicht möglich, Vater. Frauen brauchen nicht zu töten, dürfen nicht töten!“

„Du sprichst, wie es auch deine verforbore Mutter getan haben würde, auch sie war zu weich. Ich aber befehle es dir zu töten! Heute noch wirst du es tun, wenn diese Deutschen hier eindringen oersuchen!“

Der Graf öffnete den Pistolenkasten, nahm die beiden glänzenden Dinger heraus und stellte den Kasten zur Erde.

Minon sah ihm mit schredhaft erweiterten Augen zu. Sie wagte keine Widerrede mehr.

„Sieh her!“ sagte er und zeigte ihr, wie man laden müsse. Dann machte er die beiden Pistolen schußfertig. „Wir werden zusammenbleiben, meine Tochter, ich lasse dich nicht in die Hände dieser Glenden fallen. Glaubst du,“ — seine Stimme wurde weicher — „daß ich dich liebe? Daß ich dich über alles in der Welt liebe?“

„Ich weiß es, Vater! Ich will, wenn es kein muß, auch sterben. Aber ich kann keinen Menschen töten, Vater!“

Minon zitterte heftig. „Du wirst es lernen, mein Kind! Ich werde —“

Im Rücken des Grafen kletterte ein heftig aufgesehenes Fenster. Minon stieß einen Schrei aus.

„Hände hoch!“ befahl der junge Leutnant, der durch das niedere Fenster in den Saal gesprungen war und die Waffen gesehen hatte. Im Garten draußen standen noch einige seiner Leute.

Die Hand des Grafen fuhr hoch, jedoch zum Schuß. Klaffend schlug die Kugel in die Wand. Die Aufregung machte ihn unsicher gemacht haben.

Der Leutnant zauderte trotz der Gegenwehr einen Augenblick. Der alte Mann tat ihm leid. Und zwei klauere Augen sahen ihn an, so gromvoll, so tief erschreckt, die blauen Augen Minons.

Doch schon dröhnte von draußen in

sein Zaudern ein zweiter Schuß und Graf Cottigny sank zusammen. Minon schrie auf. Da hob der Sterbende die Hand. Seine brechenden Augen drohten der Tochter entgegen. „Minon! ... Töte ... sie! Ich ... befehle ...“

Die Gewalt des Sterbenden war übermächtig gewesen. Minon hob die zarte, weihen Hand und hielt auf den jungen Deutschen.

Aber da bellten schon wieder draußen die Gewehre. Drei Augen durchbohrten das Herz der jungen Gräfin.

Der Leutnant war gerettet. Aber eine Bitterkeit und eine Trauer erfüllten ihn. Bitterkeit über das Tun des Grafen und Trauer um das unnützlich dahingeworfene Leben seiner Tochter.

Am andern Morgen begruben sie den Grafen von Cottigny-Lagache und Minon.

In ihren klaffen, schmalen Händen hielt Minon die Cartigny weihen stehende Rosen, die hatte ein junger, preußischer Leutnant für sie gepflückt.

„Stimmt!“

Frau Trauschmeier steigt in die Elektrische und entdeckt ihr gegenüber eine alte Bekannte, Frau K. ... welche erst ausstrukt: „Ah, das ist eine angenehme Ueberraschung, Sie zu treffen!“ „Ganz meinerseits!“ erwidert Frau Trauschmeier verbindlich. „Denken Sie nur, wohin ich fahre?“

„Na, wohin denn?“ „Auf die Polizei!“ ... „Bitte etwas lauter!“ ruft die K., welche glaubt, nicht recht verstanden zu haben. „Auf die Polizei ... gleich da im 1. Bezirk, ich habe nämlich gestern mein Brieftascherchen verloren.“

Schreit Frau Trauschmeier, um in dem Lärm des dahinsausenden Waggons von ihrer Freundin besser gehört zu werden, ohne die ärgerlichen Miemen der Fahrgäste zu beachten; besonders ein Herr mit grünem Schlips wippt nervös und ungebühdig mit dem Fuß. — „Also ein schönes Brieftascherchen aus rotem Zuchten Leder, innen mit gelber Seide gefüttert“, erzählt mit großer Jungenerregtheit Frau Trauschmeier, „deshalb lief ich gestern gleich auf die Polizei, es zu melden, und nun eile ich nur schnell vorher in die Markthalle einzukaufen und dann gleich auf das Polizeiamt nachzugehen ... Na, so ein schönes kleines Brieftascherchen! Und ein 20 Kronenschein drinnen, dann noch 5 Kronen in Silber — und eine Menge Kleingeld. — Aber um was es mir am meisten leid tut, ist um einen Schein aus der Puzerei von Sidenberg, über ein graues Seidenkleid. Sie wissen, ich lasse immer dort puzen ... na, daß ich Ihnen sage! Also noch ein Lotogettel war auch in dem Tascherchen mit prachtvollen Nummern, denken Sie nur! 5, 7, 22 —“

„Da die kommen sicher! ... und ...“ Doch nun schienen die Damen endlich die Entrüstung der Fahrgäste zu bemerken. Der Herr mit dem grünen Schlips schien es nicht mehr auszuhalten, er geht trotz des schlechten Wetters lieber auf die Plattform hinaus.

Frau Trauschmeier hielt einen Augenblick inne, dann rief sie erschrocken: „Ich bin schon an der Markthalle vorbei, leben Sie wohl, Frau K. ... leben Sie wohl! Ich muß schnell aussteigen!“ Und draußen war sie zur Freude der Fahrgäste.

Nachdem sie in Eile ihre Einkäufe befragt hatte, stand Frau Trauschmeier bald auf dem Polizeiamt vor dem Beamten und fing ihre Erzählung von neuem an: „Ein so schönes Brieftascherchen! Aus rotem Zuchten Leder, innen mit gelber Seide gefüttert. — Stimmt!“ sagte der Beamte. „Und ein 20 Kronenschein drinnen und 5 Kronen in Silber.“ „Stimmt!“ „Und eine Menge Kleingeld.“ Der Beamte nickt zustimmend. „Dann ein Schein aus der Puzerei von Sidenberg über ein graues Seidenkleid, dann noch ein Lotogettel über 3 sehr schöne Nummern, 7, 5, 22.“

„Stimmt auffallend!“ meint der Beamte lächelnd. „Also es ist gefunden, mein Brieftascherchen?“ ruft Frau Trauschmeier freudig.

„Ja, es wurde gefunden“, bestätigt man ihr. „Also kann ich es haben?“ — „Nein!“ — „Nun denn nicht gleich, aber wann kann ich es haben?“ — „Gar nicht!“ sagte der Beamte wieder.

„Ja, weshalb denn nicht!“ ruft Frau Trauschmeier ärgerlich, „es ist mein Eigentum. Sie können es mir geben.“

„Kann ich nicht!“ erwiderte ruhig der Beamte, „denn es wurde seeben von einem Herrn mit grünem Schlips — abgeholt.“

Trallala.

Daß meine Frau nicht toden kann, das ist sehr gut; denn todt ist wirklich doch einmal, dann tocht ich vor Wut!

— Kindliche Frage. Du, Großvater, gehst da draußen das Feld uns?

Ja, mein Junge! Warum ist dann aber der Vater als Gemeiner eingezogen worden und nicht als Feldherr?